

Allgemeine Wochen-Schrift



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstich 6 Thlr.
mit Stahlstich 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Lucretia wurde aus Schmerz über den Tod ihres Verlobten, den sie seit ihrer Kindheit Tagen geliebt fast tiefsinnig. Sorgen, Kümmernisse verschiedener Art entrißen sie ihrem tiefen Beh. Ihre Eltern erkrankten, starben aber erst, nachdem Lucretia sie zwölf Jahre treu gepflegt und als sie im Alter von 42 Jahren völlig vereinsamt in der Welt dastand, fehlten ihr zugleich alle Mittel zur unabhängigen Existenz. Ihre Brüder hatten sich verheirathet, ihre Schwestern waren ins Stift gekommen. Sie sehnte sich auch in diesen Hafen der Ruhe, doch Vacanz war nicht da — sie auch noch lange nicht an der Reihe einberufen zu werden. Einer ihrer verheiratheten Brüder nahm Lucretia zu sich, denn sein Stolz und der aller Verwandten litt nicht, daß sie, die hochgeborene Gräfin ein Unterkommen bei Fremden suchte. Ihr eigener Stolz wurde aber in dem Hause auf die härteste Probe gesetzt; ihre junge, elegante Schwägerin benutzte sie einzig als Kammerzofe und Kinderwärterin, demüthigte sie an einem Tage zwanzig Mal und hielt ihr dabei unausgesetzt vor, daß sie das Gnadenbrot bei ihnen esse und eine große Last für sie sei.

Sechs Jahre verlebte Lucretia in dieser vornehmen Sklaverei, da hörte meine Tante, die um die Zeit Aebtissin in Tannenbergen wurde, von ihrem Geschick und sie, der das Recht zustand, Besuch bei sich aufzunehmen, lud die arme schwergeprüfte Dulderin zu sich ein. Sie behielt Lucretia fortan so lange im Stift, wie das Gesetz ihr erlaubte Besuch bei sich zu haben und in der Zeit, wo sie nicht bei ihr sein durfte, lebte Jene in einem der kleinen Häuser Ravensbergens, welche meine Tante angekauft und von ihren eignen Mitteln zum Aufenthalt für Bedürftige hergestellt. Die Häuschen hießen „die Colonie der Aebtissin“ und wurden zur Zeit, als ich in Tannenbergen war, von drei ehemaligen Stiftsfräuleins bewohnt, die sich aus Neigung an arme Männer verheirathet, dort in stiller Abgeschiedenheit von der Welt, die ihnen keine Mittel zur Vereinigung mit den geliebten Personen geboten, in bescheidenen Verhältnissen glücklich und zufrieden, vom Ertrage ihrer geistigen und physischen Fähigkeiten lebten.

Sieben Jahre brachte Lucretia in der Colonie der Aebtissin zu, ehe sie zur Stiftsdame einberufen wurde. Am Tage ihrer Einkleidung wurde sie über ihr Glück ohnmächtig! —

Wie meine Tante auch bemüht gewesen Lucretia von Allem zu befreien, das ihr Kummer und Sorge bereitet — vor einem seltsamen Beinamen hatte sie sie nie retten können. Diese wunderliche Benennung stammte von einer unglücklichen Gewohnheit der Dame her: stets das letzte Wort Dessen zu wiederholen, das ihre Schwestern gesprochen.“ Mehr als durch

Geberden oder einzelne Worte am geführten Gespräche Theil zu nehmen, hatte die Redseligkeit und Zungenfertigkeit der Zwillinge nämlich Lucretia nie erlaubt. Eine Geschichte, in der eine kleine Tonne eine komische Rolle gespielt, war das Lieblingsthema der älteren Gräfinnen von und zu Steinau und erzählten sie diese Begebenheit, was sich sehr häufig ereignete, so wiederholte Lucretia, die während der ganzen Zeit still und stumm dagehessen, am Schlusse des Berichts leise und lächelnd das Wort: „Tönnchen“.

Nachdem sie einige Male ihren Antheil an dieser Erzählung in der eigenthümlichen Weise bekundet, erhielt sie durch Fräulein Clarissa von Rawen, die ein wenig boshaft sein sollte, „Tönnchen“ als Beinamen und als Lucretia erkannt, wie erheiternd dieser Name auf Alle wirkte, bat die gute Seele, welche die personificirte Selbstverleugnung war, sie immer so zu nennen und — man erfüllte ihr Begehren. Fräulein Clarissa, sonst Lucretias beste Freundin, behauptete zwar, sie wähle den Namen, weil „Tönnchen“ so jugendlich klinge.

Der Name bildete nun zur Erscheinung von Comtesse Lucretia denselben Gegensatz, wie die Nasen der Zwillinge zu den ihrigen. „Tönnchen“ war übermäßig lang und erschreckend schlank. Ich wage nicht zu sagen mager, denn Comtesse Lucretia fand die Ausdrücke: „mager und fett“ ebenso unanständig wie „Käse essen“ und ich möchte sie, die ein so liebes, durchaus anständiges Wesen war, nicht dadurch kränken, eine von ihr so angefeindete Bezeichnung mit ihrer Person in Verbindung zu bringen.

Unter den Schwestern Steinau bestand eine auf gewisse Gegenseitigkeit gegründete Rücksicht, die etwas Rührendes hatte. Die Zwillinge liebten es nämlich eine gespannte Aufmerksamkeit wahrzunehmen, wenn sie erzählten, und wurde ihnen solche auch nicht immer von Andern zu Theil, so doch stets von ihrer Schwester; ja — Comtesse Lucretia blickte die im Kreise Sitzenden, die nicht auf die Worte der Redseligen achteten, so lange stehend an, bis sie dem guten Geschöpfe zu Willen thaten, was die Vorträge der Zwillinge nie bewirkt. Die „rothe Gertrude“ und „blaue Bianka“ revanchirten sich bei ihrer treuen Hilfsstruppe durch ein stoisches Schweigen, wenn „Tönnchen“ bescheiden erwähnte: „daß sie so bedeutend jünger sei, wie ihre Schwestern.“

Der Unterschied der Jahre bestand in nur dreien; doch sagte „Tönnchen“ offen: „Meine Schwestern sind 71 Jahre alt und ich bin erst 68,“ so lag in dem Tone, mit dem sie das „erst“ sprach, nicht ein Zeit-

raum von drei Jahren, sondern eine Reihe von Decennien — ein halbes Menschenalter, ja — eine Ewigkeit!

Achtundsechzig Jahre noch für Jugend zu halten war Lucretias einzige Schwäche — sonst war sie das einsichtsvollste und beste Geschöpf der Welt und ihr Edelmuth, ihre Aufopferung kannten keine Grenzen. Sie konnte Tage, Wochen lang in den Hütten der Armen sein und Kranke pflegen, und wo sie Noth, Elend sah, linderte sie stets nach Kräften, ja oft über ihre Kräfte. Ihr ganzes Gehalt als Stiftsdame ging für Nothleidende auf und sie mußte zur Bestreitung ihrer Garderobe oft borgen oder Geschenke annehmen. Während ihre Schwestern nun in Seide einher trippelten, trug sie stets das grösste Wollengewand und keine Zierrath außer ihrem Verlobungsringe und ein kleines Medaillon, — das erste Geschenk ihres verstorbenen Bräutigams schmückten ihre einfache Erscheinung.

Die runzligen Gesichtchen der rothen Gertrude und blauen Bianka wurden von feinen, weichen Spitzenhäubchen umschlossen, denn sie fanden die schwarzen Stiftshauben nicht kleidend und ihre grauen Haare waren durch falsche, dunkle Locken verdeckt. „Tönnchen“ trug auf ihrem silbergrauen Scheitel aber die schwarze Stiftshaube und auch ihr Kleid hatte den von Hildegarde von Rawen vorgeschriebenen Schnitt. Ihre Zeit widmete Lucretia, wie schon gesagt, hauptsächlich den Bewohnern des Dorfes und außerdem hatte sie im Stift eine Nähsschule errichtet, in der sie die ganzen Nachmittage thätig war. Von nah und fern sandte man ihr Arbeiten, gab man ihr Bestellungen und Alles schnell und sauber anfertigen zu lassen, war ihr größter Stolz.

Abends fehlte „Tönnchen“ aber nie am Theetisch. Das waren ihre Erholungsstunden — Stunden, in denen sie bei Musik und Lectüre eifrig stückte. Ihre Schwestern versanken nach dem Thee immer in einen festen Kirchenschlaf, schliefen auch an dem Abend, wo ich sie zuerst sah, bis die zehnte Stunde schlug, erhoben sich aber dann mit den anerkennenden Worten: „Wie hübsch lasen Sie, liebe Angelika und Agnes, wie reizend saugen Sie, Fräulein Frida.“ Die beiden Damen hatten in der That hübsch gelesen, Fräulein Elfriede von Werden in Wahrheit entzückend gesungen.

Angelika und Agnes waren die beiden jüngsten der Stiftsdamen, Cousinen und Mädchen von 22 und 23 Jahren. Das Geschick hatte seltsam mit ihnen gespielt! — Angelika war reich gewesen und arm geworden, Agnes im achtzehnten Jahre auch als völlig unbe-

mittltes Mädchen ins Stift getreten; doch jetzt — Universalerin eines alten Hagestolzen, dem ihr Vater einmal einen wesentlichen Dienst geleistet. Er hatte aus Dankbarkeit der Tochter seines Wohlthäters sein ganzes Vermögen verschrieben und wie die Dame sich ausdrückte — „nach dieser That des Edelmuths die Liebenswürdigkeit gehabt: zu sterben.“

Agnes hatte sich vor Kurzem, wenige Wochen nach ihrer Erbschaft mit dem ersten Adjutanten des Fürsten — einem früheren Verehrer Angelikas verlobt und die Hochzeit der reichen Braut stand in der nächsten Zeit bevor. Die Theilnahme an ihrem Geschick war keine besondere; sie hatte sich nie durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet und seit ihrem Reichthum war sie völlig unausstehlich geworden.

Gegen ihre Cousine Angelika, die die arme unliebenswürdige und häßliche Verwandte einst, als sie selbst reiche Erbin gewesen, allerdings auch etwas schände behandelt haben sollte, war sie am unleidlichsten. Nicht allein, daß sie der durch den Banquerott eines Handelshauses gänzlich Verarmten fortwährend von ihren Reichthümern, ihren Einkäufen, künftigen Reizen und Leben vorprahlte, sie erzählte ihr auch triumphirend von der Liebe ihres Verlobten, von seiner Sehnsucht mit ihr vereint zu sein und marterte sie in dieser Weise durch unaufhörliche Sticheleien.

Seitdem Fräulein Agnes Erbin, trug sie sich sehr kostbar und an dem warmen Sommerabend, wo ich sie zuerst sah, hatte sie ein feines, weißes Spitzenkleid an, dessen klare Frische sehr auffallend gegen ihr gelbes, äußerst häßliches Gesicht abstach. Sie lag mehr im Fauteuil, als daß sie darin saß, fächelte sich mit einem mit Marabouts garnirten Fächer Kühlung zu und ließ ab und zu in einem Briefe, der, wenn sie ihn hervorzog, immer ein helles Roth auf Angelikas bleichem Antlitze hervorrief.

Angelika besaß ein sehr hübsches Aeußere, sah vornehm, äußerst aristokratisch aus und würde den angenehmsten Eindruck gemacht haben, wenn ein Zug des Hohns und der Bitterkeit nicht ihr schönes Gesicht entstellte, aus ihren dunkeln Augen nicht momentan heftige Leidenschaft, unbezwinglicher Zorn geflammt und sie den Kopf nicht oft gar so trotzig zurückgeworfen hätte. Mit einer unbefreiblichen Verachtung blickte sie auf ihre Cousine, die an ihrer Seite saß, und breitete Jene über das einfache Kattunkleid Angelikas ihr reiches Spitzengewand, so riß diese ihr Kleid immer so schnell und mit so scharfer Verweisung unter den Brüstler Ranten hervor, als habe eine giftige Biper

sie gestochen und Fräulein Agnes sei die Veranlassung dieser tödtlichen Verwundung.

Es war unerquicklich, die Ueberhebung und den Haß unter diesen beiden Mädchen zu sehen, die fast das stete Augenmerk meiner Tante waren und welche sich auch unablässig und nicht immer erfolglos bestrebte, das Gleichgewicht zwischen ihnen herzustellen. So unangenehm dieser Anblick der beiden Cousinen, so angenehm ins Auge fallend war eine andere Erscheinung am Theetische, die des Fräulein Elfriede von Werden. Sie war nicht so schön wie Fräulein Angelika, nicht so lieblich wie Baronesse Benedetta, auch bedeutend älter wie Beide; doch trotz ihrer 28 Jahre sehr hübsch. Ihre Gestalt mittelgroß, von weicher Form und freier elastischer Bewegung, das Antlitze etwas blaß, doch von edlem Schnitt und in dem großen lichtbraunen Auge jener herrliche Ausdruck von Offenheit und Wahrheit, von Treue und Herzensgüte. Man sah diesem Gesichte an, daß das Auge, welches jetzt von Glück strahlte, nicht immer so freudig um sich geschaut, der Mund nicht stets so froh gelächelt wie nun; doch ersichtlich blieb, daß Sorgen und Kummer jetzt von Freude und Frohsinn verdrängt waren. Lang blieb es kein Geheimniß, wer diesen lichten Schein des Glücks im Auge und in den Zügen hervorrief, wann ein Lächeln dieses ernste Gesicht so strahlend erhellte. Es war, wenn sie dem Blick des Herrn begegnete, der zur Seite meiner Tante saß und der selbst im eifrigsten Gespräch mit den andern Damen sie immer im Auge behielt.

Ob Fräulein Frida seine Braut, ich erfuhr das am ersten Abend ebenso wenig, wie den Grund von der lieblichen Benedetta sichtbaren Traurigkeit. Nachdem sie für den Abend den letzten Versuch mit ihrer Zeichnung aufgegeben, saß sie still und schweigsam am Tische und hörte mit vieler Geduld die Prahlereien von Fräulein Agnes über ihr Glück und die leidenschaftliche Liebe ihres Verlobten an, unter welchen Berichten Fräulein Angelika gegen neun Uhr den Saal verlassen, in so stürmischer Hast sich entfernt hatte, daß man kaum ihre entschuldigenden Worte verstanden: „Fräulein Clarissa versprochen zu haben, sie noch zu besuchen.“

Um zehn Uhr pflegten wie gesagt die Zwillinge stets zu erwachen und an dem Abend hatten sie auch nicht ihre Stunde versäumt, hatten zu den Damen gerade ihre Anerkennung ausgedrückt, ohne bemerkt zu haben, daß Fräulein Angelika sich schon entfernt, als ich die beiden guten Alten, die im halben Schlummer still dem Saale entgleiten wollten, ebenso heftig wie

plötzlich erschreckte und Alles in lebhaftesten Aufruhr brachte.

Mein Auge hatte nämlich die Bilder der Nonnen gestreift und war an dem Eckbild in der Nische, an dem Antlitz der Schwester Bonifacia haften geblieben, als ich plötzlich bemerkte, daß deren Augen nicht mehr schwarz, sondern lichtblau waren und ihr Blick außerdem beweglich im Saale umherglitt.

Ich schrie bei dieser so unvermutheten Wahrnehmung laut auf vor Entsetzen und erschreckte natürlich Alle.

„Was ist? — was war? — Mein Gott! — ach Jesus! o Himmel erbarme dich!“ Das waren die Worte, welche die alten Comtessen und Fräulein Agnes im wirren Durcheinander hervorstießen. Ich wollte antworten, blickte dabei unwillkürlich, wenn auch nicht ohne Scheu zum Bilde auf, begegnete aber dort einem so stehenden Ausdruck, daß ich noch erschrockener schwieg.

Den Zwillingen war mit Schweigen aber nicht gedient, sie stürzten auf mich zu, Lucretia folgte und während die rothe Gertrude und blaue Bianka laut im Duett fragten: „Aber liebes Fräulein, was hatten Sie, was bedeutete Ihr Schrei in des Himmels Namen?“ wiederholte Tönnchen, — durch Schreck wahrscheinlich unfähig gemacht, ein ganzes Wort zu sagen — nur: „Amen!“

Ein Amen sollte aber nicht unter der Geschichte stehen, die ich angefangen und welche die Zwillinge für eine Spulgeschichte anzusehen geneigt waren. Ich benutzte ihre sichtbare Furcht und sagte, es sei mir gewesen, als habe eine der Nonnen den Kopf bewegt. — Schwester Ursula wurde als die Unruhige bezeichnet, weil sie am entferntesten von der Nische hing. Sehr schein blickten nun die Zwillinge und Tönnchen zu Schwester Ursula empor, während meine Tante, Fräulein Elfriede und Lieutenant Lindenthal lachten und Baroneß Benedetta die weinende Agnes zu beschwichtigen strebte.

Schwester Ursula hielt ihren Kopf nun aber grade so steif, wie der Maler ihn gemacht und Alle ihn kannten; und diese Unbeweglichkeit bewirkte, daß die abergläubischen Comtessen von und zu Steinau ruhiger zu der Beschuldigten emporsahen.

„Bemerkst Du etwas?“ fragte die rothe Gertrude die an ihren Arm sich fest klammernde Zwillingsschwester.

Die blaue Bianka antwortete nicht gleich; jedoch Tönnchen flüsterte in treuer Gewohnheit, das Letzte zu wiederholen: „Etwas!“

„Wo!“ schriegen die Zwillinge bestürzt zurückfah-

rend und Comteß Lucretia hielt sich entsetzt, ein „O!“ rufend, die Augen zu.

Es dauerte lange, bis sich der neue Irrthum aufgekärt. Die durch Schreck und Angst völlig ermunterten Zwillinge überschütteten die arme Lucretia mit Vorwürfen. Tönnchen war sehr bestürzt, daß ihre wenigen Worte Anlaß zu dem neuen Schreck der Schwestern gegeben, bat um Entschuldigung und die rothe Gertrude und blaue Bianka verziehen, behaupteten aber dann, daß es von der lieben Frau Aebtissin aber doch ganz unverzeihlich sei, ein Spukzimmer als Theesalon gewählt zu haben.

Als die Andern nun über sie lachten, verließen sie eilig den Saal und auch Fräulein Agnes empfahl sich schleunigst. Fräulein von Werden öffnete auf Wunsch des Lieutenant Lindenthal noch einmal das Instrument und sang zur allgemeinen Beruhigung einige Lieder. Sie besaß die klarste, schönste Sopranstimme und eine Fertigkeit und Gewandtheit, wie ich sie nur bei Bühnensängerinnen gefunden. Als sie in der Arie aus dem Freischütz, im Liede Agathens die Stelle sang, in der Weber, wie kein anderer Componist der Welt verstanden, in überwältigender Wahrheit das Entzücken der Liebe, den Jubel eines durch Gegenliebe froh beglückten Herzens in Tönen wiederzugeben, als sie sang: „All meine Pulse schlagen“ — da verließ Baroneß Benedetta plötzlich ihren Platz und eilte auf den Balkon.

Das Lied war beendet, ein anderes begonnen, sein letzter Ton auch verhallt und Benedetta war noch immer nicht ins Zimmer zurückgekehrt. Da schlug 11 Uhr — der letzte Termin des Scheidens. Fräulein Elfriede stand auf und schloß langsam das Instrument, Lieutenant Lindenthal näherte sich ihr; meine Tante warf einen flüchtigen Blick auf Beide und forderte dann Fräulein Lucretia auf: aus ihrem Zimmer das neue Kragenmuster mitzunehmen.

Als Beide in dem Nebengemache verschwunden, kam mir der Gedanke, daß diese Aufforderung einen besondern Grund habe. Ich warf auch einen Blick auf die Beiden am Clavier und gewann dadurch die Ansicht, daß sie vielleicht nicht so leise mit einander flüstern würden, wenn auch ich den Saal verlasse. Rasch eilte ich zum Balkon. Als ich an der Nonne mit den dunkeln Augen vorüberging und unwillkürlich den Blick zu ihr erhob, sah ich wieder das lichte Blau das mich vorhin so erschreckt, aber eine Zeit lang der natürlichen Farbe gewichen war. Bildete ich es mir ein — oder lag Dankbarkeit in dem Blicke? — Mit

dem beruhigenden Gefühle, daß dieser wechselnde Ausdruck einem lebenden Auge angehöre, trat ich auf den Balkon. Dort auf den Steinplatten kniete Benedetta, ihre Arme hatten sich zwischen die Eisenstäbe des Gitters geschlungen und ihr Kopf lehnte gegen das Simse; sie weinte leise und schmerzlich — so, wie nur ein tiefbetrübtet Kind zu weinen vermag, das sein Weh nicht verrathen darf.

Indem ich ihre helle vom Mondlicht überleuchtete Gestalt anschaute, bemerkte ich plötzlich eine zweite. Diese stand unterhalb des Balkons in einem der öden Gänge des Gartens und hatte den Kopf zu der Knieenden erhoben. Als ich nun gegen die Balustrade vortrat und einen forschenden Blick in ihr geisterhaft bleiches Antlitz warf, das eine dunkle Umhüllung halb verdeckte, wandte sie sich hastig ab und ging langsam den Weg zum See entlang. Kaum aber daß sie einige Schritte gemacht, hielt sie wieder inne und rief laut: „Martin, sind Sie dort?“ Niemand antwortete, Niemand war auch, wie ich deutlich sah, im Garten. Baroness Benedetta sprang bei dem Ruf empor, der sie wohl belehrt hatte — vielleicht ihr auch hatte bemerkbar machen sollen, daß sie nicht mehr allein sei. Ob sie sich nach mir hin wandte, ich weiß es nicht, denn ich blickte schnell und rücksichtsvoll nach der entgegengesetzten Seite des Balkons, hinauf zur Burg Rawenstein. Nachdem ich einige Zeit schweigend dagestanden und von Baroness Rawen kein Lebenszeichen erhalten, vernahm ich die Stimme meiner Tante, die „Gute Nacht, liebe Benedetta!“ sagte und dann meinen Namen rief.

Als ich mich umwandte, traten Fräulein von Werden und Herr Lindenthal gerade auf den Balkon.

„Wie herrlich ist die Nacht!“ rief er aus.

„Und wie wunderbar schön dieser Anblick!“ entgegnete sie.

„Ja, wundervoll! — fast schöner wie am Tage! — doch was sah ich, wandelt dort am See nicht eine Gestalt? — es ist doch kein Geist, keine der abgesehenen Nonnen?“

„O nein, es ist eine unserer Damen, Gräfin Bianka!“ erwiderte Elfriede.

„Ah, Gräfin Bianka!“ wiederholte er mit einem Tone, der mir auffiel, und trat weit vor, um sie besser zu sehen. Auch die Andern verfolgten mit sichtbarem Interesse den Weg der einsam Dahinwandelnden. Vielleicht bemerkte sie, daß Augen auf ihr ruhten, denn bei einer Wendung den Balkon scharf fixirend trat sie seitwärts und verschwand im Schatten der Gehäusche.

Als ich ungefähr eine Stunde später von meinem einsamen Zimmer aus, das im Seitenflügel des Stifts lag, hinab in den Garten blickte, da sah ich noch einmal die dunkle Gestalt Gräfin Biantas. Sie stand jetzt still und unbeweglich an dem hell von Mondesglanz überstrahlten See; ihr Auge ruhte nicht auf seinem goldigen Spiegel, diesem zauberhaft schönen Bilde; sondern ihr Kopf, von dem die dunkle Umhüllung zurückgefallen, war erhoben zu den Trümmern der Burg. Scharf zeichneten sich ihre dunkeln Contouren vom hellen Hintergrunde des klaren, mit hell-schimmernden Sternen durchsäten Nachthimmels ab und nur eine einzige Wolke lagerte schwer und düster über der zerbröckelten Mauerkrone des Gespensterturmes, wie wenn sie in Schatten hüllen wolle die finstern Ereignisse seiner Vorzeit.

Auf zwei andern schlank und hoch aufstrebenden Thürmen der Burg, deren feste Mauern auch bisher dem Verfall getrotzt, bewegten sich kreisend breite, dunkle Wetterfahnen, und ihre unheimlichen Töne mischten sich mit dem Geträusch der Eulen, die dort hausten, mit dem Geschrei der Nachtvögel, die in dichten Schwärmen die alte Ruine umflatterten.

Während mein Blick bald hinauf zur Vergeshöhe flog, sich bald hinab zur düstern Gestalt am See wandte, die sich nicht satt zu sehen schien am finstern, unheimlichen Bilde, — wie weit war ich damals davon entfernt zu ahnen, was die Brust jener Frau so tief, so mächtig beim Anblick der Burg Rawenstein erschütterte, was sie nicht Ruhe finden ließ inmitten der tiefen Stille der Nacht und fort und fort rastlos umhertrieb in dem öden, völlig vereinsamten Garten.

Viertes Capitel.

Drei Wochen war ich im Stifte. Diese Frist hatte dazu gedient, mich mit den Damen, die ich am ersten Abend gesehen und im Vorhergehenden flüchtig geschildert, bekannter zu machen und das Wenige über ihre Schicksale zu erfahren, was ich bisher berichtet.

Die Zwillinge hatten mir nicht allein wiederholt die Geschichte ihrer Jugend erzählt, sondern mich auch in den ganzen Kreis ihrer weit verbreiteten vornehmen Verwandtschaft eingeführt, und waren dabei nicht selten in kleinen Conflict gerathen. Beide liebten, wie wir wissen, zu sprechen und redete die Eine daher zu lange, wurde die Andere ungeduldig, so daß ich es zuletzt schon am liebsten sah, wenn sie Beide zu gleicher Zeit das

Wort führten. Leider liebten die alten Comtessen dieses Sprechduett, aber nicht auf die Dauer und es endete gewöhnlich mit der Bemerkung: „Aber liebe Bianka, so laß mich doch endlich reden“ oder mit dem Einwurf: „Beste Gertrude, jetzt möchte ich aber auch einmal sprechen!“

Diese Ansprüche an das Wort waren oft höchst komisch — noch komischer, daß Beide am endlichen Ende der Conversation die enormen Leistungen ihrer Zunge und Lunge völlig vergessen zu haben schienen, denn trennten sie sich von mir, die ich nur zugehört, und immer geschwiegen, so reichten sie mir die Hand mit den Worten: „Wie hübsch haben Sie uns unterhalten, liebes Fräulein, und herzlich dankbar sind wir Ihnen für die angenehme Stunde, die Sie uns bereitet.“

War ich oft glücklich diesem Kreuzfeuer entronnen, so ergriff nicht selten Fräulein Agnes meinen Arm und mich in dem Garten, auf den Bergen umherführend, erzählte sie mir von ihrer Liebe, welches Thema sie in ebenso viel gleichlautenden Variationen bearbeitete, wie der Verfasser von: „An Alexis send' ich dich“ jene bekannte Composition.

Diese Vertrauensvoten von Fräulein Agnes verschuldeten wahrscheinlich, daß Fräulein Angelika mir von Tag zu Tag kälter und schroffer begegnete und mich bald nur noch eines stummen Grußes würdigte. Ich ertrug ihren Zorn so geduldig, wie die Liebesberichte ihrer glücklichen Nebenbuhlerin und für all solche kleinen Fatalitäten tröstete mich der Umgang mit meiner liebenswürdigen Tante und der angenehme Verkehr mit Fräulein von Werden und Baroneß Rawen. Mit Letzterer zeichnete ich viel und das Portrait ihrer weiblichen Vorfahren war zu ihrer größten Freude jetzt beinahe vollendet.

Wie oft ich nun aber auch am Tage und des Abends im Saale gewesen, nie hatte ich wieder den Farbenwechsel im Auge bemerkt und ich fing schon an das Ganze für ein Spiel meiner Phantasie zu halten, mindestens stritt ich nicht mehr, wenn die Andern was ich gesehen so deuteten.

Das Eine, was mich tief bekümmerte war, daß ich eigentlich weniger, wie ich gehofft, mit meiner Tante verkehren konnte. Ihre Zeit war ihr jetzt so knapp zugemessen, stets durch Andere in Anspruch genommen; sie mußte oft bereits vom frühen Morgen Comteß Lucretia in ihrer Nählschule unterstützen, indem deren sonst so eifrige Gehilfin, Fräulein Clarissa, noch immer krank war. Dazu kamen die Vorbereitungen zu Fräulein Agnes Hochzeit. In dem seit Jahren unbenutzten

Fremdensügel des Stifts wurden Stuben gemalt und tapezirt, geschneuert und gepußt, Möbel bezogen, Gardinen und Vorhänge aufgesteckt, kurz — ganz in derselben Weise geräumt und gewirthschaftet, wie in jedem andern Hause vor einem außergewöhnlichen Ereigniß.

Eine Hochzeit im Stifte war nämlich laut Statut von Hildegarde von Rawen mit demselben Pomp und derselben Feierlichkeit zu vollziehen angeordnet, wie die Einkleidung oder sogenannte „Aufschwörung“ eines neuen Stiftsfräuleins.

Zu diesen Festen kamen der Fürst und die Fürstin des Landes mit ihrem Hofstaat nach Tannenberg, dazu erhielt der gesammte Adel der Umgegend, alle Verwandten, Freunde und Bekannte der Damen Einladungen. Am Morgen solcher für das Stift denkwürdigen Tage war erst Gottesdienst. War die Feierlichkeit eine „Aufschwörung“, so traten nach der Predigt sämmtliche Stiftsdamen aus ihren Stühlen vor den Altar, reichten sich im Halbkreise um den Geistlichen, die Aebtissin und die an ihrer Seite stehende Novize. Wenn Letztere auf Bibel und Crucifix den Eid geleistet: „dem Stifte zu Tannenberg in Liebe und Treue verbunden bleiben zu wollen, bis der Herr anders über sie verfüge“ — so erfolgte ihre Einkleidung. Diese bestand in dem einfachen Acte, daß die Aebtissin der Novize das weite Stiftsgewand überwarf und ihr Haube und Schleier anlegte.

War Alles zu dem seltner vorkommenden Falle, der Hochzeit eines Stiftsfräuleins in der Tannenger Kirche versammelt, so schloß sich an den Gottesdienst das Ausscheiden der Braut aus dem Kreise ihrer Stiftschwwestern.

Dieser Act bestand in der einfachen Ceremonie, Allen die Hand zu reichen, ihnen Lebewohl zu sagen und ihren Segenswunsch zu empfangen, der den Worten der heiligen Schrift entnommen, lautete: „Der Herr geleite Dich und sei mit Dir auf allen Deinen Wegen!“ Nahte sich die Braut der Aebtissin, so mußte diese ihr den Stiftschleier abnehmen und den Myrtenkranz, wie Brautschleier anlegen und dann dem Verlobten zuführen, worauf das Brautpaar getraut wurde.

Welcher Art nun auch eine Feier im Tannenger Stift war, jedes Mal folgte ihr nicht allein ein solennes Mittagessen, auch Abends ein glänzender Ball und große Illumination.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine Narrengeschichte.) Jedermann, der die Geseze des lustigen Prinzen Carneval nur einigermaßen kennt, weiß, daß zu einem sogenannten Narrenabend nie eine Dame Zutritt erhält, sondern daß diese Narrenabende nur dazu da sind, damit die Männerwelt einmal gänzlich zwanglos ihren tollsten Launen den Zügel schießen lassen und unter einander soviel Unsinn treiben kann, als Jedem eben beliebt. In Wien, wo dies Jahr der Fasching so fröhlich begangen wird, wie man seit lange nicht erlebt hat, giebt es auch mehrfache solche Narrenabende und der glänzendste und heiterste von allen versprach der vom Männergesangvereine veranstaltete zu werden. Als nun ein junger Ehemann, Herr von K. oder wie er sonst hieß, eines Tages nach Hause kam und seinem jungen Frauchen erzählte, er werde auch den Narrenabend mitmachen, da gab es eine ungemein lebhafteste Opposition von ihrer Seite. „Was kann das für eine Unterhaltung sein, wo keine Frauen zugelassen werden? und warum willst Du Dich für Andere zum Narren machen?“ eiferte sie, aber der Gemahl setzte doch zuletzt seinen Willen durch und das Weibchen mußte sich schon deshalb fügen, weil die Karte für 10 Fl. bereits gekauft war. Sie schwieg, aber im Innern grollte sie und ein eifersüchtiger Argwohn bemächtigte sich ihrer Seele; warum wohl ihr Mann so sehr darauf bestanden habe zu gehen, wenn er dort bloß mit Männern zusammentraf, wer weiß, mit was sich die Herren da amüsiren wollten u. s. w., mit solchen finstern Gedanken beschäftigte sich die liebende Gattin.

Unser Herr von K. grämte sich aber nicht weiter darum, was sein Frauchen denke, sondern erschien in dem geschmackvollen Kostüm eines Persers im Dianabadsaale und war ein Narr wie die andern Narren; er traf da unter den tollten Griechen, Römern und Neuseeländern gute Freunde und unterhielt sich ganz köstlich. Er hänselte den Paragraphenritter, die vormärzlichen Polizeisoldaten und die Griechen, welche ihre Krone ausboten, doch mitten in aller Lust machte er die Bemerkung, daß ein anderer Narr fortwährend seinen Schritten folgte. Derselbe trug das Kostüm eines Popen, den langen schwarzen Talar, die schwarze Filzkappe und einen dichten schwarzen Vollbart, der seinem jugendlichen Gesicht etwas ganz Interessantes verlieh. Nun sprach der Perser den Popen an, aber dieser antwortete nur durch Kopfschütteln oder eine abwehrende Geberde und schien es gar nicht gern zu sehen, wenn Jemand mit ihm anbinden wollte. Man fand ihn langweilig und ließ ihn endlich gehen; er folgte immer wieder dem Perser, wohin sich dieser auch wendete und als dieser sah, daß er den Popen einmal nicht loswerden könne, so war er klug genug, das Ganze für eine Narrethei zu halten, obwohl ihn die hartnäckige Verfolgung verdroß. Ließ er sich am Tische irgend eines befreundeten Narren nieder, so saß der Poye gewiß am nächsten Tische; am Buffet aß er sein Gefrornes neben dem Popen, auf der

Gallerie wandernd, sah er sich gegenüber dem Popen. Es ärgerte ihn nur, daß der Poye kein Wort sprach, doch bald bekam er unterhaltendere Gesellschaft, denn eine junge Dame hing sich plötzlich an seinen Arm. Es war eine von denen, die für diesen Abend die Pantalons mit der Crinoline vertauscht hatten, aber sie erregte allgemeine Bewunderung. Die hohe schlanke Gestalt trug ein weißes Kleid, das reizende Formen andeutete und das glatte, mädchenhafte Gesicht mit den schelmischen Augen war von wallendem dunklem Haar umrahmt — kurz Alle meinten, der Narr, der in diesem weißen Kleide stecke, verdiente wahrhaftig auch außerhalb des Narrencongresses ein Mädchen zu sein. Das Narrenpärchen amüsirte sich ganz kostbar, aber der Poye verfolgte es noch immer mit gleicher Beharrlichkeit, und wenn der Perser auch fragte, kein Mensch kannte diesen lästigen Narren. Um 3 Uhr folgte Alles dem Zuge nach dem Kaffeehause, wo der Nachcongrès der Narren stattfand; der Perser saß mit seiner weißgekleideten Jungfrau vor einem Thee mit solider Zugabe, während zwei Tische weiter wieder der Poye saß und ein Gefrornes nach dem andern verzehrte, als wenn er eine innerliche brennende Gluth damit abkühlen wollte. Die gute Laune aller Narren ließ hier erst recht den Zügel schießen. Dem hübschen männlichen Mädchen wurde von allen Seiten gehörig der Hof gemacht, man faßte sie um die Taille, drückte sie unter Liebesbetheuerungen ans Herz und küßte sie sogar und der junge Narr ließ sich Alles mit tausend possirlichen Koketterien gefallen. Der Perser war unter den Liebhabern nicht der Letzte und umarmte die weißgekleidete Nachbarin einmal um das andere, während der Poye anscheinend gleichgültig dem tollten Treiben zusah, zuweilen aber die Stirn in finstere Falten zog, indem er viel Wasser trank und den dunklen Bart strich. Nur einmal, als der Perser eben seine Dame lachend küßte, rückte der Nachbar unruhig auf seinem Stuhle hin und her und räusperte sich. Endlich kam die Zeit zum Ausbruch, denn es begann zu tagen und die Narren zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden. „Begleitest Du mich nicht nach Hause, holder Narr und Anbeter?“ sagte voll süßer Bärtlichkeit die weiße Dame zu dem Perser — „Nimmst Du mir keinen Wagen? Ich wohne weit, in Mariahilf.“ „Wir fahren zusammen, liebes Kind,“ entgegnete der Perser und schon war ein Fiaker da mit dem lustigen Rufe: „Fahr' ma Euer Gnaden?“ — „Nach Mariahilf,“ sagte der Perser und wollte in den Wagen steigen, wo die Dame schon saß. Da fühlte er seinen Arm heftig ergreifen und hinter ihm stand die finstere Gestalt des Popen und küßte ihm ins Ohr: „Du wirst doch nicht so ganz treulos und pflichtvergessen sein und mit jenem Frauenzimmer nach Hause fahren?“ — Herr von K. blieb einen Augenblick stehen, als ob eine Douche eiskalten Wassers über ihn ausgegossen worden wäre, bald aber hatte er die bei der wohlbekannten Stimme des Popen verlorene Fassung wieder erlangt, er rief der Dame im Wagen zu: „Entschuldigen Sie, ich muß den Popen sprechen, auf Wiedersehen. Aufseher, zufahren!“ Perser und Poye bestiegen nun einen zweiten Wagen und Frau von K., denn Niemand sonst war der Poye, ließ ihrer bis dahin mühsam niedergehaltenen Eifer-

sucht in leidenschaftlicher Weise freien Lauf, denn sie ließ es sich nicht nehmen, die Dame in Weiß sei kein Narr, sondern ein wirkliches Mädchen gewesen. „Aber, liebes Kind, das ist ja Herr N., der Sohn meines Geschäftsfreundes,“ rief Herr von X. — doch vergebens! Sie glaubte nun und nimmermehr, daß er einen jungen Mann geküßt und mit einem Manne ein Rendezvous verabredet haben könne; warum sollte es kein Frauenzimmer sein, war sie doch auch eine Frau und hatte sich eine Narrenkarte zu verschaffen gewußt! So ging es fort, indem unversiegbare Thränenströme in den schwarzen Popenbart flossen und zu Hause ging es erst recht von Neuem los. Der Mann kam gar nicht zu Worte, um der Frau Vorwürfe machen zu können, daß sie zum Narrenabend gegangen; endlich aber gelang es ihm mit vieler Mühe, sie durch das Versprechen zu beschwichtigen, daß das verabredete Rendezvous mit der weißen Dame in ihrer Gegenwart stattfinden solle. Dies geschieht denn auch am folgenden Nachmittage und als der junge Herr N. kommt, fällt die eifersüchtige Frau ihrem vielgequälten Gemahl jauchzend um den Hals. Dieser stellt die Beiden einander vor und sagt: „Denken Sie sich, lieber N., man hat meiner Frau erzählt, es sei ein echtes Fräulein gewesen, mit der ich gestern schön gethan.“ — „Wie konnten Sie das glauben, gnädige Frau?“ meinte Herr N., „es dürften ja gar keine Frauen zum Narrenabend!“ Das wußte sie nun freilich besser und lächelte. — „Aber apropos, Herr von X., haben Sie erfahren können, wer der geheimnißvolle Pope war, der Sie immer verfolgte?“ — „Ein Narr war es,“ sagte Herr von X., die Achseln zuckend und blickte lächelnd auf seine Frau, die sehr roth wurde. — Diese Affaire nahm noch ein ganz vortreffliches Ende, aber einer Dame in Paris bekam ihre Neugierde bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit weit schlimmer. Madame A. hatte nämlich eine unbezwingliche Lust, den Maskenball der großen Oper einmal zu besuchen und bat zuerst ihren Mann sie hinzuführen. Aber der ungalante Gemahl, dem für seine persönliche Unabhängigkeit bangte, schlug dies rund ab; er sagte, der Opernball sei langweilig, man erstickt dort vor Hitze und Gedränge, man sehe nichts als unanständige Pirouetten und könne höchstens hören, wie die Kammerzofen irgend einer Dame zu dem und dem Herrn sagten: „Ich kenne Dich, Maske, Du bist Herr Z. und gehst oft zu Madame K. u. j. w.“ Trotz aller dieser Einwendungen stand aber der Entschluß der jungen Frau fest, diesen verpönten Ort zu sehen, sie wollte sich einmal langweilen, Hitze und Lärm durchmachen und die Kammerzofen schwatzen hören, und als der nächste Maskenball der Oper erschien, huschte sie zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Hause und während ihr Mann glaubte, sie schlummere sanft auf Spitzen und Eiderdunen, eilte die Unbesonnene allein über die nächtlichen Straßen, lähn durch die Maske und den Domino, welche sie unenttlich machten. Auf dem Ball angelangt, ward sie fast betäubt von dem tollen Lärm und dem ungewohnten Gewühl; ihre Kühnheit verließ sie und sie drückte sich in irgend einen Winkel,

um nicht mit in das unsinnige Treiben hineingerissen zu werden; bei der ersten günstigen Gelegenheit suchte sie die Thür zu erreichen und stieg eben niedergeschlagen und in höchst gedrückter Stimmung die große Treppe hinab, als sie von einem mittheilvollen Herrn angesprochen wurde, der ihre Melancholie einer Leere des Magens zuschrieb und ihr das Anerbieten eines Soupers machte. Da erwachte die Neugierde und Abenteuerlust der jungen Frau aufs Neue und sie nahm an, jedoch unter den Bedingungen, daß sie erstens ihre Maske auf jeden Fall aufbehalten werde und dann, daß sie nicht *toto-à-toto*, sondern in größerer Gesellschaft soupiren wolle. Der junge Herr versprach auf Ehrenwort die Erfüllung ihrer Wünsche und führte sie dann in einen jener reizenden kleinen Salons, wo man schon eine äußerst fröhliche Gesellschaft vorfand. Alle wollten die schöne Eroberung des Neuankommenden nun kennen lernen, aber obwohl alle anwesenden „Damen“ ihre Masken abgelegt hatten, verlangte doch unser Cavalier für seine Dame das Privilegium, die ihrige vorbehalten zu dürfen. Das war nun auch wohl um so notwendiger für Madame, als sie unter den versammelten Gästen auch ihren Gemahl erkannte, ihren eigenen Mann, der ihr von der Langweiligkeit der Opernbälle erzählen gewußt, und jetzt in der ausgelassensten Laune dasaß, während er eine ebenso lustige Demoiselle ganz vertraulich auf seinen Knien hielt — der Treulose! Bei Tische waren Alle im höchsten Grade fidel, wie man bei uns zu sagen pflegt und Niemand machte mehr Witze und Ausfälle über die Ehe und die Treue der Ehemänner und Ehefrauen, als Herr N., der sich gleich den Andern nur über die Pralderie der maskirten Schönen ärgerte und fortwährend darauf drang, daß diese ihre Maske abnehme, wogegen ihr Cavalier eifrig protestirte, indem er erklärte, seine Dame sei eine anständige Frau, deren Gesicht nicht in diese tolle Gesellschaft passe. Darüber entstand denn ein langer Streit halb im Scherz, halb im Ernst und Herr N. trank dabei soviel Champagner, daß er plötzlich auf den Einfall kam, der verlarvten Dame die Maske herunterzureißen. Kaum gedacht, führte er diese Idee auch aus, aber eben als die Maske fiel, bekam er von der Dame eine so kräftige Ohrfeige, daß er halb betäubt da stand, ehe er seine Frau erkannte. Dann wandte er sich wüthend an ihren Cavalier und rief: „Mein Herr, Sie werden mir zweifach Rechenschaft geben.“ — „Nicht eher, als bis Sie Madame um Verzeihung gebeten haben.“ — „Ach, lassen Sie mich in Ruhe, Madame ist meine Frau!“ — „Das berechtigte Sie doch nicht, eine Dame, die unter meinem Schutze steht, zu beleidigen.“ — Madame A. warf ihrem Mann drohende Blicke zu, dann ergriff sie den Arm ihres Cavaliers und ersuchte ihn, sie nach Hause zu bringen. Ein Scheidungsproceß ist anhängig gemacht worden, denn wenn der Mann sich beleidigt glaubt, so fühlt sich die Frau nicht minder in ihrer Würde gekränkt; übrigens berent sie ihren Vorwitz und wünscht, sie wäre nie auf den Opernball gegangen, denn überdies will sich ihr Mann auch noch mit seinem unschuldigen Rival duelliren. F.